

II.

Die Wohnung eines der größten Dichter, die Deutschland je gehabt, stand gewiß hinter der eines französischen Autors zweiten oder dritten Ranges weit zurück. Drei ganz kleine Zimmer im dritten Stockwerke waren mit bescheidenem Comfort geziert, die Aussicht, wenn sie so zu nennen, ging auf einen engen und nicht eben lichten Hof hinaus. Der Kamin hatte die übliche weiße Marmorverkleidung, über ihm hing ein breiter Spiegel, eine Uhr im Porzellangehäuse, zwischen den in Frankreich unausweichlichen Blumenvasen mit künstlichen Bouquetten aufgestellt, ließ ihr Tiktak vernehmen; sie war der auffallendste

Schmuck. Man wüßte nichts Besonderes von dieser einfachen Wohnung zu sagen, wenn nicht eine alte pockenarbigte Mohrin mit einem buntschwarzen Tuche um den Kopf als Magd beim Oeffnen der Thüre erschienen wäre und nicht von Zeit zu Zeit aus dem Zimmer Madame Heine's der gelbe Schrei eines Papagei herübertönte.

Es war die Zeit, in welcher eben der vereinigte Landtag in Berlin zusammentreten sollte. Heine erschien fast täglich im Cercle Valois und verfolgte die politischen Thatsachen mit großem Interesse; aber er hatte nur Sarkasmen für sie auf den Lippen.

„Die Epoche der constitutionellen Regierungen beginnt“, sagte er. „Man sage was man will, der Anfang ist gemacht. Die Nationen werden sich nicht mehr ohne Verfassungen beruhigen. Sie glauben nicht mehr an die Bibel und haben sie bei Seite gelegt, für dieses alte Buch müssen sie ein neues haben. Dahinein wird sich

Alles, was noch von Gläubigkeit und Götzendienst lebt, flüchten. Für sie wird die Charte das sein, was für uns die Bibel, die auch soviel Kämpfe und Blut gekostet. Haben Sie Recht, mit den Verfassungen wird es den Völkern furchtbarer Ernst werden. Ich für meinen Theil kann mir keine schönere Staatsform denken, als eine Monarchie umgeben von Vincke, Camphausen, Hansemann und Beckerath."

Man kam auf die Bewegung des Deutschkatholicismus zu sprechen. Er sagte:

„Da sehen Sie die Constitutionellen auf religiösem Gebiete. Was wollen sie? Was ist ihre Tendenz? Doch nur ein gedämpfter, gemäßigter Aberglaube. Warum wären Origenes und der heilige Augustin schlechter als der Apostel Ronge im schwarzen Frack? Bei jenen Stiftern der Kirche ist doch eine Geisteskraft sichtbar, die mir imponirt. Diese modernen Sektirer sind mir

ebenso zuwider wie die Kirchenväter, vielleicht gar noch mehr.“

Er warf das Zeitungsblatt, das ihm zu dieser Apostrophe hingerissen, verächtlich weg und verließ heftig das Lesecabinet.

Ich muß hier, um, wenn auch noch so flüchtig, den Hintergrund zu untermalen, von dem sich Heine's Gestalt ablösen soll, einiger Bekannten und Freunde gedenken, die sich in seinem Hause trafen und seinen näheren Umgang bildeten. Es waren zum Theil Deutsche, zum Theil Franzosen; zum Theil Schriftsteller, in größerer Anzahl aber einfache Sterbliche, ohne Präensionen auf Kränze und Nachruhm. Heine war bei seiner langjährigen Anwesenheit in Paris und bei der ersten Rangstellung, die ihm auch das französische Publikum eingeräumt hatte, fast mit allen Berühmtheiten in Verbindung getreten, aber die weiten Entfernungen, das reiche Leben, die tausend Zerstreuungen und Abhaltungen bringen

es in so einer Stadt mit sich, daß auch die besten Freunde und Solche, die das größte Gefallen an einander finden, sich doch Monate lang aus den Augen verlieren. Zuletzt bleibt aus einer unendlichen Masse Bekannter nur eine gewisse kleine Zahl stätiger Besucher übrig, stätig, weil sie näher wohnen, weniger zu thun haben oder eine ganz besondere Anziehung sie an einander knüpft.

Fast täglich in Heine's Hause sah man Madame A...., von Heine die flammenaugige Elise genannt, eine Pensionsfreundin Frau Mathildens. Sie war eine echte Pariserin, lebhaft, ziemlich coquett, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar; ihr Mann hatte damals, so viel ich weiß, nur eine Schnittwaarenhandlung in der Chaussee d'Antin, träumte aber bereits von einem größeren Wirkungskreise. Die kleine Alice, Madame A....'s Tochter, hatte Heine aus der Taufe gehoben. Er liebte das Kind über die Maßen. Seinet-

willen und Elisen zu Liebe wurde der Gatte A. . . . mit hingenommen, so wenig er in den Kreis paßte. Die Ungenüßlichkeit seiner Manieren verletzte gar oft Heines empfindliches Wesen und seine Othellosaunen verdarben zuweilen die ganze harmlose Stimmung der Gesellschaft. Die schlanke reizende Mademoiselle Jenny, jetzt noch Comptoirmädchen bei A. . . ., wachte über die kleine Alice, führte sie im Wagen heran, brachte sie, wenn, wie gewöhnlich, die Gesellschaft des Abends länger zusammenblieb, früher nach Hause und war ihrer schönen Augen und raschen, flugen, grotesken Einfälle wegen gleichfalls bei dem kranken Dichter wohl gelitten.

Zu dieser Gesellschaft von rein französischem Typus kam nun ein Deutscher, jüdischer Herkunft, der aber bei langjährigem Aufenthalt mit Paris auf's Genaueste bekannt geworden war, ein halber Diplomat, ein halber Finanzier, ein Mann der Pläne und Speculationen, fein, weltkundig

und elegant, welcher Heine'n bei den kleinen Börsengeschäften, die er von Zeit zu machen beliebte, dienstreich zur Hand war. Heine hatte diesen Freund Calmonius getauft in Erinnerung eines bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, mit dem sein Freund, wie er sagte, viele große Eigenschaften eines Spekulanten — Scharfblick, Gewandtheit, Uner schöpfsichkeit der Mittel und pessimistische Weltanschauung gemein habe. Von dem historischen Calmonius behauptete Heine, daß er in genauer Beziehung zu dem alten Desfauer gestanden und erzählte zur Bekräftigung dieser Behauptung gern eine Geschichte, die freilich, wenn sie wahr sein sollte, von der traulichen Intimität der beiden Veteranen, die sie über alle Unterschiede des Standes, der Herkunft und der Religion hinweghob, ein besonders erfreuliches Zeugniß giebt. Eines Tages lag Calmonius noch im Bette, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hört. Kriegerische Klänge mischen

sich in dies Rufen, er eilt im Hemde an's Fenster und blickt heraus. Was sieht er? Mitten auf dem Markte, inmitten der gaffenden Menge sitzt der alte Dessauer, von seinem ganzen Generalstabe umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hute. „Lebe wohl! lebe wohl Calmonius“, ruft er. „Ich ziehe in den siebenjährigen Krieg!“

Auch Heine liebte seinen Calmonius, er hatte mit ihm seit Jahren in engem Umgang gestanden, aber der arme Calmonius hatte an ihm einen äußerst schwierigen Klienten. Capriciös wie ein Kind erfreute sich Heine der Gewinnste, wenn es Gewinnst gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluste verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll des Dranges war, ihm nützlich zu sein

und es wirklich und rechtschaffen gut mit ihm meinte. Armer Calmonius! Als eine neue Speculation gründlich mißrieth, verlor er gänzlich das Herz des Dichters und doch bin ich überzeugt, daß er den besten Willen gehabt hätte, ihn zugleich mit sich selbst sogar zum Millionär zu machen.

Auch der Homöopath Dr. R.... trat zuweilen bei Seine vor. Mit diesem Manne war der Dichter auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden. Auf einer Reise aus dem Süden waren Seine und seine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violinisten Ernst zusammengekommen, den Beide schon von Paris her genau kannten. Da Seine morgen nach Paris abgehen soll, bittet der Virtuose den Dichter, ihm ein Geschenk an seinen dortigen Arzt mitzunehmen, eine der colossalen lyoner Bürste, die zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delicatesse gelten. Seine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch

nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reise im Postwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und nun das ganze Coupé durchduftet? Madame Heine kostet eine Schnitte und findet sie vortrefflich, Heine thut desgleichen und ist ebenso sehr davon entzückt. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr und als die Gatten Paris erreichen, trifft es sich, daß nur ein ganz kleiner Rest von dem gewaltigen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erst fühlt es Heine, wie schönede er sich seines Auftrages entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einem Rasiermesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie unter Brief-Couvert an den Doctor. „Herr!“ schreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forschungen ist nunmehr ganz festgestellt, daß Million-

theile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den Millionsten Theil eines lyoner Salami, den mir Herr Ernst für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, die Wirkung thun, wie ein ganzer.“

Von berühmten Franzosen, welche öfter bei Heine zu sehen waren, ist noch Hector Berlioz, Theophile Gautier und der unglückliche Gerard de Nerval zu nennen. Letzterer, ein weiches zartes Gemüth, hatte eine große Vorliebe für deutsche Literatur und lebte in ihr fast mehr als in der französischen. Er hatte den Faust übersezt, in seinem Buche Loreley eine Reihe von Reisskizzen vom Rhein und aus Thüringen niedergelegt und sich in einem Drama Burkhart einen deutschen Studenten zum Helden gewählt. Schon damals war er Heine behilflich, das Buch der Lieder ins Französische zu übertragen und war diesem sehr lieb geworden. Er war eine träume-

rische Natur und verstand es nicht, was seine Landsleute so gut können, literarisch zu speculiren. Er arbeitete mit einem rastlosen Fleiß und verschmähte, so sehr ihn die Noth drängen mochte, die Franks für ein Werk einzukassiren, welches er noch nicht für reif und geseilt genug hielt. Alle Welt weiß, welches Ende er acht Jahre später genommen. In einer Februarnacht, im Schneegestöber, war er im schwarzen Frack, ohne einen Sous in der Tasche um den Mantel im Leihhause auszulösen, in die schreckliche Rue de la vielle Lanterne gerannt und machte sich dort mit einem Stricke ein Ende. Diese Nachricht war eine der letzten Schmerzen Heine's. Auch mich hat sie schwer getroffen, denn ich kannte Gerard de Nerval und erinnere mich manches Spaziergangs und manches interessanten Gesprächs im Café du Divan Lepelletier.
